

Kurt Ludewig

Systemische Therapie

Grundlagen, klinische
Theorie und Praxis

Mit Vorworten von Helm Stierlin und
Heinz von Foerster

Vollständig überarbeitete und
aktualisierte Neuausgabe, 2015

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)	Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Prof. Dr. Dirk Baecker (Friedrichshafen)	Dr. Wilhelm Rothaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)	Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Alfter bei Bonn)	Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Dr. Barbara Heitger (Wien)	Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)	Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)	Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)	Prof. Dr. Fritz B. Simon (Berlin)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Potsdam)	Dr. Therese Steiner (Embrach)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)	Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin (Heidelberg)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)	Karsten Trebesch (Berlin)
Prof. Dr. Friedebert Kröger (Heidelberg)	Bernhard Trenkle (Rottweil)
Tom Levold (Köln)	Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)	Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)
Dr. Burkhard Peter (München)	Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)	Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)	Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)

Umschlaggestaltung: Uwe Göbel, Daniela Gaus

Umschlagmotiv: Illustration Uwe Göbel.

Satz: Drißner-Design u. DTP, Meßstetten

Printed in Germany

Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe, www.fgb.de

Erste Auflage, 2015

ISBN 978-3-8497-0060-7

© 2015 Carl-Auer-Systeme Verlag
und Verlagsbuchhandlung GmbH, Heidelberg

Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie Interesse an unseren monatlichen Nachrichten aus der Vangerowstraße haben,
können Sie unter <http://www.carl-auer.de/newsletter> den Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag GmbH
Vangerowstraße 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
info@carl-auer.de

4 Sozialwissenschaftliche Voraussetzungen: Soziale und psychische Systeme

Die bereits erörterten biologischen Grundlagen des systemischen Denkens hätten allein schon eine klinische Praxis metatheoretisch fundieren können. Um das Phänomen Therapie zu verstehen, benötigen wir aber zusätzlich eine kohärente Theorie der *sozialen* Systeme und der Kommunikation, wie sie Niklas Luhmann (z. B. 1984, 1997) vorgelegt hat. Darauf beziehe ich mich im ersten Teil dieses Kapitels. Darüber hinaus ist es neben dem biologischen und soziologischen Ansatz notwendig, eine dritte Perspektive einzuführen, die bisher in der systemischen Literatur, speziell der therapeutischen, weitgehend gefehlt hat, nämlich die psychologische oder intrapsychische Perspektive. Das wird in dieser Auflage des vorliegenden Buchs im Kapitel 4.5 nachgeholt.

4.1 Soziologische Voraussetzungen: Umgang mit Komplexität

Das systemtheoretische Denken setzte sich ab den Dreißigerjahren in mehreren Wissenschaftszweigen durch, kann aber nicht als einheitlich betrachtet werden (vgl. Bertalanffy 1969). Vielmehr umfasst es unterschiedliche Ansätze, Konzepte und Theorien mit abweichenden Systembegriffen und Methoden. Bei aller Unterschiedlichkeit lässt sich jedoch auch Gemeinsames erkennen: die Erforschung komplexer und dynamischer Zusammenhänge – oder Systeme. Aus dieser gemeinsamen Thematik ging, wie Willke (1982) betont, ein fachübergreifendes Programm hervor: das Problem der Komplexität ohne reduktionistische Kurzschlüsse zu lösen.

Im Folgenden werde ich aber nur solche Aspekte der sozialen Systemtheorie berücksichtigen, die im Bereich klinischen Handelns relevant sind. Dabei geht es besonders um allgemeine Merkmale, die Systeme als solche konstituieren und erkennbar machen, sowie um die Darstellung einer systemtheoretisch gefassten Kommunikationstheorie.

4.1.1 Der Systembegriff

Der Begriff »System« wird nicht einheitlich definiert verwendet. Seine altgriechischen Wurzeln³⁴ deuten jedoch auf jene zwei Aspekte hin, die Systeme kennzeichnen. Etymologisch gesehen, ist System ein *komplexes* – zusammengesetztes –, von anderem *abgrenzbares* Gebilde. Wer Systeme erforscht, muss also ihre *Elemente* und *Grenzen* bestimmen. Entsprechend gehe ich in einem ersten Schritt in Anlehnung an Ludwig von Bertalanffy (1972) von folgender allgemeiner Definition aus: Systeme sind Gebilde, die aus verknüpften Elementen bestehen. In diesem Sinne lässt sich zunächst jedes »Gebilde« – jedes aus Elementen gebildete Etwas – als System auffassen. Bezieht man jedoch den Beobachter als Erzeuger der Unterscheidung System ein, gilt diese Definition für alle Einheiten, die ein Beobachter als komplex betrachtet.

Luhmann (1984, S. 16) unterscheidet vier Grundarten von Systemen: Maschinen, Organismen, soziale und psychische Systeme. Jedem von ihnen liegt eine spezifische basale Operation zugrunde.

Sozialwissenschaftler hielten sich zunächst an die in den Fünfzigerjahren formulierte, inzwischen klassische Definition von Hall und Fagan (1956). Sie lautet:

»Ein System ist ein Aggregat von Objekten und Beziehungen zwischen den Objekten und ihren Merkmalen« (zit. n. Watzlawick, Beavin a. Jackson 1969, S. 116).

Danach müssten die Komponenten und ihre Eigenschaften bereits vor der Systembildung existieren; das System würde allenfalls die Objekte und Merkmale nur noch zu einem Ganzen bündeln, und die Komponenten würden ihre Eigenschaften benutzen, um sich mit den anderen Objekten verknüpfen zu können. Die besonderen Eigenschaften der so gebildeten Ganzheit entstehen also erst später. Insofern spricht man von der Emergenz einer neuen Qualität – der Systemqualität –, die aus den interaktionellen Fähigkeiten der Komponenten resultiert. Aufgrund dieser Emergenz sei jedes System mehr (oder anders) als die Summe seiner Teile.

34 Griech. *systema* = Gebilde, aus *syn* = zusammen und *histanai* = stellen (Wahrig 1997). Erste Zeugnisse des konzeptionellen Umgangs mit Ganzheit sind letztlich auf Aristoteles zurückzuführen: »Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.« Über die Entwicklungsgeschichte der Systemtheorie und des Konzepts System vgl. u. a. von Bertalanffy (1969, 1972).

Dabei bleibt, wie Roth und Schwegler (1990) anmerkten, jedoch unbeachtet, dass alle Eigenschaften von Objekten aus Interaktionen resultieren. Interaktionsmodi und Eigenschaften von Objekten sind untrennbar miteinander verknüpft. Daher hat es wenig Sinn zu behaupten, dass Objekte unabhängig von ihren aktuellen Interaktionen (in einem Milieu) Eigenschaften »an sich« besäßen. Roth und Schwegler (1990, S. 39) demonstrierten, wie sich z. B. Natrium- und Chloratome bei der Verbindung zu einem Natriumchlorid-Molekül (Kochsalz) verändern. Die neuen Eigenschaften stammen von keinem der beiden Atome, sondern allenfalls von deren Fähigkeit, sich bei der Elektronenfusion umzustrukturieren. Das NaCl-Molekül besteht, so gesehen, nicht aus den Elementen Na und Cl, sondern aus transformierten Zuständen dieser Atome. Selbst auf dieser relativ einfachen Ebene der Systembildung lässt sich also zeigen, dass die Systemkomponenten zusammen mit dem System emergieren. Die Eigenschaften von Objekten ergeben sich aus ihren Interaktionen und verändern sich zusammen mit der Veränderung der Interaktionsmodi. Neue Eigenschaften (Qualitäten) emergieren – sowohl in den Komponenten als auch im System – durch den Prozess der Systembildung oder Relationierung der Komponenten. Objekte werden erst zu Komponenten von Systemen, wenn sie bereits neue Interaktionsmodi und Eigenschaften ausgebildet, sich also erneuert haben.

Luhmann fordert von einer präzisen Bestimmung des Systembegriffs, dass sie drei Fragenkomplexe beantwortet:

- 1) Was unterscheidet das Gebilde von einem Hintergrund (*Systemgrenze*)?
- 2) Woraus besteht das Gebilde (*Elementen/Komponenten*)? und
- 3) Was hält es zusammen (*Relationen zwischen den Elementen*)?

Die erste Frage betrifft die Differenz System/Umwelt, die zweite die Systemdifferenzierung und die dritte die Differenz Element/Relation. Alle drei Fragen sind eng verknüpft und lassen sich nur zu analytischen Zwecken unterscheiden. Luhmanns Antworten auf diese drei Fragenkomplexe ergeben sich aus folgenden Zitaten:

»Systeme ... konstituieren und erhalten sich durch Erzeugung und Erhaltung einer Differenz zur Umwelt, und sie benutzen ihre Grenzen zur Regulierung dieser Differenz ... Die Umwelt erhält ihre Einheit erst durch das System und nur relativ zum System ... sie ist selbst also kein

System. Sie ist für jedes System eine andere, da jedes System nur sich selbst aus seiner Umwelt ausnimmt« (Luhmann 1984, S. 35 f.).

»Systemdifferenzierung ist nichts weiter als Wiederholung der Systembildung in Systemen ... Deshalb ist Systemdifferenzierung ein Verfahren der Steigerung von Komplexität« (S. 37 f.).

»Die Differenz System/Umwelt muss von einer zweiten, ebenfalls konstitutiven Differenz unterschieden werden: der Differenz von Element und Relation. In jenem wie in diesem Falle muss man die Einheit der Differenz als konstitutiv denken. So wenig wie es Systeme ohne Umwelten gibt oder Umwelten ohne Systeme, so wenig gibt es Elemente ohne relationale Verknüpfung oder Relationen ohne Elemente ... Die Einheit eines Elementes ... wird vielmehr als Einheit erst durch das System konstituiert« (S. 41 f.).

4.1.2 Komponenten und Relationen

Nach Luhmanns (1984) differenztheoretischem Ansatz existieren die Komponenten eines Systems also nicht vor der Systembildung, sondern sie emergieren zusammen mit dem Entstehen des Systems. Eine entsprechende Definition muss dementsprechend System, Element und Relation als wechselseitig bedingte Einheiten fassen. Berücksichtigt man zudem, dass System, Element und Relation durch Unterscheidungen gebildet werden, muss geklärt werden, wovon sie unterschieden werden. Nach Luhmann stellen sie jeweils die eine Seite der Differenzen System/Umwelt und Element/Relation. Dabei impliziert jedes Glied – ob System oder Element – das je andere dieser Differenzen – Umwelt oder Relation. Systeme werden also durch die *Einheit der Differenz* konstituiert. Den differenztheoretischen Ansatz führt Luhmann auf den Mathematiker und Logiker George Spencer-Brown zurück. Anders als Gestalt- und Ganzheitstheoretiker fragt er nicht nach Strukturen, sondern nach Operationen (der Unterscheidung). »System« ist hiernach die Unterscheidung zwischen System und Umwelt, nicht nur die Folge einer kausalen Unterscheidung.

Ein Beobachter, der diese Unterscheidungen trifft, differenziert zwischen zwei Einheiten (etwa System und Umwelt), indem er eine Einheit (System/Umwelt) herstellt. Jede Ausdifferenzierung eines Systems definiert dessen je spezifische Umwelt: System und Umwelt existieren nur aufeinander bezogen. Gleiches gilt für Element und Relation: Elemente ohne Relationen gibt es ebenso wenig wie diese ohne jene. Ein Beobachter, der System und Umwelt unterscheidet,

fokussiert eines der Glieder dieser Einheit, um es zu bezeichnen (*distinction* vs. *indication* nach Spencer-Brown). Dabei gerät er in eine paradoxe Situation: Um eines sehen zu können, muss er das aus zwei bestehenden Ganze außer Acht lassen, muss also Blindheit in Kauf nehmen, um sehen zu können. Er sieht nicht, dass er nicht sieht, und stellt sozusagen selbst einen blinden Fleck her. Nach Luhmann (1990a) läuft jede an Vollständigkeit orientierte Beschreibung auf diese Paradoxie hinaus, vor allem jedoch jene, die sich im Sinne der Kybernetik 2. Ordnung selbst einbezieht.

4.1.3 Komplexitätsreduktion

Systeme reduzieren Komplexität. Der Systembegriff erlaubt es also, Komplexität durch – wiederum komplexe – Einheiten zugänglich zu machen. Systeme höherer emergenter Ordnung sind in der Regel weniger komplex als solche niedriger Ordnung. Der Grund liegt nach Luhmann darin, dass sie Art und Zahl ihrer Elemente selbst bestimmen. Systembildung bedeutet also nicht, Komplexität zu steigern oder Vorhandenes zusammenzufügen, sondern eine *andere* Komplexität herzustellen. Luhmann (1990b) bezeichnet Komplexität als

»... eine Einheit, die ihrerseits verschiedene Einheiten (Elemente) umfasst. Von ›größerer Komplexität‹ kann man dann sprechen, wenn die Zahl und/oder die Verschiedenartigkeit der Elemente zunimmt, die der umfassenden Einheit (die als komplex bezeichnet wird) zugeordnet werden (S. 336)... Damit fällt die ontologische Unterscheidung des Einfachen und Komplexen. An ihre Stelle tritt die komplexitätsinterne Unterscheidung von Größenordnungen, in denen noch jedes Element mit jedem anderen jederzeit in Verbindung stehen kann, und solchen, bei denen das nicht mehr der Fall ist« (S. 368).

»Komplexität« ist ein paradoxer Begriff, bezeichnet als Einheit, was er als Vielheit meint. Komplexität entsteht, wenn sich ein Beobachter auf die Unterscheidung von umfassender und elementarer Einheit stützt. Nur so kann er die Komplexität von Systemen thematisieren, sie vergleichen und von einem Komplexitätsgefälle zwischen System und Umwelt sprechen.

Komplexität ist ein quantitativer Begriff. So gilt eine Menge als komplex, wenn sich ihre Elemente nicht jederzeit verknüpfen können. Beim Komplexitätsgefälle zwischen System und Umwelt muss die Umwelt immer komplexer sein als das System. Andernfalls könnten seine und die Zustände der Umwelt übereinstimmen und die

Differenz System/Umwelt aufheben; dann wäre das System nicht mehr erkennbar (abgrenzbar). Von Komplexitätsreduktion spricht Luhmann, wenn ein komplexes Relationsgefüge durch ein einfacheres ersetzt wird (vgl. Luhmann 1984, S. 45 f.). Reduktion von Komplexität bedeutet daher Vereinfachung der Relationen durch andersartige Verknüpfung.

Alle Systembildung basiert auf Selektion, wodurch die möglichen Relationen der Elemente eingeschränkt und diese dem System zugeordnet werden. Systeme ordnen sich intern, sind operational geschlossen. Systemzustände gehen prinzipiell auseinander hervor. Das sichert die Differenz System/Umwelt als Komplexitätsgefälle, wobei das System seine gegenüber der Umwelt geringere Komplexität durch höhere interne Ordnung ausgleicht. So entsteht ein Netzwerk, in dem die Relationen der Elemente einander bedingen.

Konditionierung: Systeme sichern ihren Fortbestand, indem sie nur bestimmte Relationen zulassen. Deren Konditionierung gibt den Komponenten ihren Systemcharakter, sodass sie sich nur noch intern verknüpfen können. Die Komponenten eines Systems sind also fest in ihre Relationen eingebunden. Dieser Selektionsprozess erklärt nach Luhmann, wie vielfältige Systemtypen – etwa Moleküle, Organismen und Gesellschaften – aus wenigen Grundeinheiten (Atomen, Zellen, Individuen) entstehen können. Reduktion von Komplexität ist aber nicht reduktionistisch, da sie Komplexität durch Komplexität ersetzt, also keine Ontologie betreibt. Das Problem, wie Teile ein Ganzes bilden können, wird nicht durch gesteigerte Komplexität oder Synthetisierung gelöst, sondern durch Komplexitätsdifferenz und Bindendifferenzierung.

4.1.4 Systemgrenze

Systeme müssen als Gebilde Grenzen haben, sonst wären sie nicht ausmachbar. Die Grenzen physikalischer Systeme bestimmt man meist als Rand, also topologisch. Dagegen entziehen sich die Grenzen psychischer und sozialer Systeme der direkten Beobachtung; sie können nur erschlossen werden. Allen Systemen ist jedoch gemeinsam, dass man sie nur aufgrund der Funktion ihrer Grenzen – System und Umwelt zu trennen, aber auch zu verbinden – erkennen kann. Daher sind Grenzen primär funktional zu betrachten. Bei physikalischen Systemen (außer im subatomaren Bereich) immer, bei biologischen fällt meist die Grenzfunktion dem topologisch bestimmbar Rand zu.

Nach Luhmann stützt sich die Ausdifferenzierung von Systemen vor allem auf die Konstitution systemeigener Elemente und daneben auf die Abgrenzung gegen ihre Umwelt. Grenzen gelten als hinreichend bestimmt, wenn ihr Verlauf und die Zuordnung der Ereignisse, Operationen und Zustände zum System *oder* zur Umwelt als Systemleistung anzusehen sind. So lassen sich Grenzen – wie Komponenten und Relationen – auf das selbstreferenzielle Operieren eines Systems zurückführen. Anders ließe sich nicht entscheiden, ob eine Grenze dem System oder der Umwelt angehört. Grenzen sollten demnach weder als Abstrakta noch als topologische Trennlinien aufgefasst werden, sondern funktional, und zwar mit doppelter Funktion: Einerseits unterbrechen sie die Verbindung zwischen Systemkomponenten und Umwelt; andererseits stellen sie bestimmte Relationen zwischen beiden Bereichen her. Durch diese Selektion festigen sie das Komplexitätsgefälle und steuern die Interaktion: Grenzen schließen und öffnen das System gegenüber seiner Umwelt. Systeme sind insofern geschlossen, als keine internen Operationen außerhalb stattfinden können; sie sind aber in dem Maße offen, wie ihre Komponenten mit Zuständen und Prozessen der Umwelt interagieren können. Grenzen regulieren also die strukturelle Kopplung zwischen System und Umwelt.

Systeme interagieren nicht als Ganzes, sondern nur über ihre Komponenten mit ihrer Umwelt (man kann kein System küssen!). Die Interaktionen verlaufen jedoch quer zum operationalen Netzwerk des Systems und legen nicht fest, wie sie im System verarbeitet werden. So geht zum Beispiel der Finger, der durch Knopfdruck eine Maschine in Gang setzt, nicht in die Operationalität der Maschine ein. Durch seine selektive Grenze reduziert das System nicht nur externe, sondern auch eigene, interne Komplexität. Dadurch steuert es die Relationen zwischen den Systemkomponenten sowie zwischen ihnen und den Elementen der Umwelt. Treten Systeme nur über ihre Grenzen in Kontakt, können sie nicht die volle Eigenkomplexität vermitteln – sie würden ineinander übergehen –, sondern bleiben füreinander unbestimmbar. Um diesen Zustand zu steuern, muss ein weiteres System eingeschaltet werden: Kommunikation.

4.1.5 Systemdefinition

Würde der Systembegriff ontologisch definiert, widerspräche er nicht nur den Prämissen systemischen Denkens, sondern auch dem *Common Sense*, denn Systeme sind Ordnungszusammenhänge unserer

menschlichen Beobachtung und keine an sich existierenden Gegenstände. Gegen den Einwand eines etwaigen ontologischen Realismus stellt Luhmann (1990b, S. 67 f.) fest, dass die Systemtheorie die Differenz System/Umwelt anstelle der ontologischen von Sein/Nicht-Sein einführt. Systeme existieren nur in Strukturkopplung mit ihrer Umwelt, müssen also Anschluss in ihrer Umwelt finden. Der Realitätsbegriff erweist sich somit als funktionaler und nicht ontologischer Begriff. Systembildung, Reduktion von Komplexität, Selektion und Selbstreferenz sind vielmehr als Beschreibungen aufzufassen.

In Übereinstimmung mit den Prämissen des 3. Kapitels können wir nun einen Systembegriff skizzieren, der sich als Grundlage für das weitere Vorgehen eignet: *Systeme sind Einheiten bzw. Konstrukte, die ein Beobachter als relationierte Elemente von einer Umwelt unterscheidet und dadurch sowohl die Unterscheidung Element/Relation als auch die von System/Umwelt konstituiert.*

Ist einmal das System – eben durch Unterscheidungen des Beobachters – entstanden, kann es für alle weiteren Belange als real und selbstreferenziell betrachtet und wie folgt beschrieben werden: Die Systemgrenzen erweisen sich als Funktion, die das Gebilde zugleich von seiner Umwelt trennt und an diese bindet. System, Komponenten, Relationen und ihre Umwelt sind wechselseitig bedingt. Die Relationen der Komponenten konstituieren diese durch Selektion. System-spezifische Merkmale entstehen gemeinsam mit den emergierenden Komponenten. Komponenten, Relationen und Grenze entstehen gleichzeitig und begründen die selbstreferenzielle Organisation des Systems. Systeme sind operational geschlossen, sie verarbeiten oder prozessieren nur Eigenzustände. Veränderungen werden also nicht kausal von außen bewirkt, sondern folgen auf Prozesse in den Relationen zwischen den Komponenten.

Systeme werden durch kognitiv-sprachliche Leistungen von Beobachtern hervorgebracht und als zusammengesetzte Einheiten aufgefasst. Die beim Hervorbringen von Systemen getroffenen Unterscheidungen erzeugen zugleich einen eigenständigen Phänomenbereich.

Als sprachlich erzeugtes Konstrukt bezeichnet er vielmehr Einheiten, die für alle praktischen Belange existieren. Indem er Komplexität reduziert, eignet sich der Systembegriff, um komplexe geordnete Zusammenhänge unterschiedlicher Art zu erforschen. Ob es Systeme im transzendental-ontologischen Sinne gibt, erweist sich nach den Ausführungen des 3. Kapitels als eine irrelevante bis unsinnige Frage.

4.2 Die Theorie sozialer Systeme

4.2.1 Biologie oder Soziologie?

Die Frage nach dem Primat des Individuellen oder des Sozialen hat eine lange Tradition. Aus dem griechischen »zoon politikon« wurde in der römischen Kultur das »animal sociale«, und als solches ist der Mensch jedenfalls durch Individualität *und* Sozialität geprägt. Auf diese Doppeldeutigkeit stützten sich viele Ideologien, meist um einen Aspekt dem anderen unterzuordnen.

Biologisch gesehen, ist der Mensch unteilbar (in-dividierbar). Aus diesem Blickwinkel setzt die Entstehung des Sozialen den »ganzen Menschen« (als In-dividuum) voraus. Dadurch erscheint die Gesellschaft als Aggregat von Organismen. Entsprechend behauptet der Biologe Maturana, dass zwischen dem Biologischen und dem Sozialen eine Kontinuität bestehen muss:

»Das individuelle Wesen des Menschen [ist] notwendigerweise sozial, das soziale individuell« (Maturana 1985a, S. 6).

Soziologen waren jedoch stets bemüht, die Verbindung zwischen dem sozialen System und den Menschen – als biologischen Einheiten – zu lockern. Im soziologischen Diskurs hatte dieses Ansinnen fast existenzielle Bedeutung: Um sich legitimieren zu können, musste die Soziologie beweisen, dass Gesellschaft ein eigenständiger – nicht auf Individualität reduzierbarer – Phänomenbereich ist (vgl. u. a. Berger u. Luckmann 1969; Pearce a. Cronen 1980). Die Debatte zwischen biologischem und soziologischem Ansatz prägte auch lange den zeitgenössischen systemtheoretischen Diskurs, verkörpert etwa durch Maturana und Luhmann. Sie äußert sich zum Beispiel darin, wie man soziale Systeme deutet: ob durch Strukturkopplung oder Kommunikation. Eng damit verbunden ist das Problem der Komponenten, Relationen und Grenzen sozialer Systeme, das – wie Steiner und Reiter (1986) gezeigt haben – weit in die klinische Theorie hineinreicht. Sind soziale Systeme aus biologischen Wesen zusammengesetzt, lautet die Frage: Durch welche Mechanismen verbinden sich Menschen mit anderen zu einem gemeinsamen System. Nach Maturana erfolgt dies, indem

»... eine Menge lebender Systeme durch ihre Verhaltensweisen ein Netzwerk von Interaktionen ausbilden, das für sie wie ein Medium wirkt, in dem sie sich als Lebewesen verwirklichen ... Diese Art von System ist das unausbleibliche Resultat der rekurrenten Interaktionen zwischen

den Lebewesen, und jedesmal wenn solche Interaktionen über eine gewisse Zeit hinweg stattfinden, wird diese Art von System gebildet « (Maturana 1985a, S. 9).

Nach Maturana verwirklichen Individuen als Komponenten sozialer Systeme ihre Autopoiese. Das setzt komplementäre organismische Strukturen voraus, die sich kongruent verändern können. Stellt ein Beobachter fest, dass Verhaltensweisen von Individuen nach gewissen Kriterien kongruent geworden sind, nimmt er implizit an, dass diese korrespondierende Strukturveränderungen vollzogen haben. Das nennt er strukturelle Kopplung. Organismische Strukturveränderungen prägen die ontogenetische Entwicklung von Lebewesen; sind sie im Verlauf der strukturellen Kopplung kongruent, begründen sie jene Ko-Ontogenese, die das Soziale ausmacht. Das gilt grundsätzlich für alle Lebewesen, doch der Mensch kann sein Verhalten linguierend, also durch Koordination höherer Ordnung, mit dem anderer abstimmen. So entsteht das für seine Lebensweise notwendige Milieu, das seine soziale Individualität begründet.

Aus dem biologischen Ansatz Maturanas folgt, dass Menschen soziale Systeme bilden, weil sie aufgrund ihrer biologischen Struktur dazu bestimmt sind. Alle Eigenphänomene sozialer Systeme ergeben sich aus der strukturellen Kopplung (Konsensualisierung) von Menschen. So erzeugen diese allmählich eine rekurrente Vernetzung, die den Verhaltensrahmen eines bestimmten sozialen Systems festlegt. Alles Soziale beruht darauf, dass die beteiligten Organismen ihre Ontogenese stets als Ko-Ontogenese verwirklichen. Individuen gehören nur solange einem sozialen System an, wie sie an der reziproken Strukturkopplung teilnehmen und das relationale Gefüge mittragen. Gemäß Maturana beruht die zugleich individuelle und soziale Existenz des Menschen darauf, dass jedes Element eines sozialen Systems in mindestens zwei operationalen Dimensionen interagieren kann: konstitutiv und akzidentell (vgl. Ludwig u. Maturana 1992). Jedes Individuum kann also mittels verschiedener Operationen unterschiedlichen Systemen angehören; dabei überschneiden sich diese Dimensionen nicht als solche, sondern in ihrer organischen Struktur. Insofern gehört der Mensch einem sozialen System nur deshalb als Ganzes an, weil seine biologische Struktur eben unteilbar ist. Aus demselben Grund überschneiden sich in ihr alle seine sozialen Operationen (Maturana 1985a).

Aus biologischer Sicht wird die Grenze sozialer Systeme durch ein Netzwerk interner, rekurrenter Interaktionen bestimmt. Maturana

fügt an, dass menschliche soziale Systeme – ähnlich wie Kognition ein unverkehrtes Nervensystem voraussetzt – nur bestehen können, wenn Menschen sie erzeugen: Der Mensch wäre für soziale Systeme nur verzichtbar, wenn diese nicht vom Leben ihrer Elemente abhängen. Bei derartigen Systemen wären die Elemente austauschbar, könnten also durch Maschinen ersetzt werden und bildeten damit allenfalls »parasoziale« Systeme. Maturana schließt:

»Es ist konstitutiv für ein soziales System, dass seine Komponenten Lebewesen sind« (vgl. Maturana 1985a, S. 9).

Luhmann sieht es anders:

»Wir gehen davon aus, dass die sozialen Systeme nicht aus psychischen Systemen, geschweige denn aus leibhaftigen Menschen bestehen ... Sie sind freilich ein Teil der Umwelt, der für die Bildung sozialer Systeme in besonderem Maße relevant ist ... Soziale Systeme [bilden] sich autonom und auf der Basis eigener elementarer Operationen« (Luhmann 1984, S. 346).

Nach Luhmann unterscheiden sich Systeme nach ihren System-/Umwelt-Differenzen. Daher empfehle es sich, die Autopoiese des Lebens und der Gesellschaft klar zu unterscheiden. Vor allem dürfe man nicht annehmen,

»dass alles, was sich im biologischen Bereich vollzieht, zugleich ein gesellschaftlicher Prozess sei; dass man, wenn man zum Friseur geht, dort etwas von der Gesellschaft abschneiden lässt« (Luhmann in: Krüll, Luhmann, u. Maturana 1987, S. 8).

Autopoiese sozialer Systeme: Nach Luhmann sollte das wegweisende Konzept der Autopoiese nicht auf die Biologie beschränkt werden. Um es für seine Gesellschaftstheorie nutzen zu können, befreite er es aus dem rein biologischen Kontext und fasste biologische, psychische und soziale Systeme als Spielarten autopoietischer Systeme auf. Diese unterscheiden sich primär nach den basalen Operationen ihrer Autopoiese: Biologische Systeme verarbeiten und reproduzieren Ereignisse im Molekularbereich, psychische und soziale dagegen Sinn – sei es als Bewusstsein oder als Kommunikation.

Indem er soziale Systeme durch Kommunikation – und nicht durch Menschen – bestimmte, konnte Luhmann sie als autopoietisch deuten: Kommunikation erzeugt und trägt Kommunikation, wohingegen soziale Systeme keine Menschen erzeugen können.

Wenn soziale Systeme auf Kommunikation beruhen, lassen sich die Relationen zwischen ihnen als Anschlussbildung definieren. Kommunikation selektiert diese Anschlüsse und bestätigt sich dadurch als Grundeinheit sozialer Systeme. Das entscheidende Kriterium hierbei ist die Wahrung von Sinn. Damit erweisen sich die Systemgrenzen als Sinn Grenzen, die Sinnhaftes (System) von Sinnhaftem (Umwelt) unterscheiden.

Die Begründung sozialer Systeme durch Kommunikation hat zur Folge, dass die einbezogenen physikalischen, biologischen und psychischen Systeme ihrer Umwelt zugeordnet werden. Im Hinblick auf die Konzeptualisierung der Praxis hat das mehrere Vorteile gegenüber der biologischen und psychologischen Auffassung sozialer Systeme.

4.2.2 Sinn und soziale Komplexitätsreduktion

Bei Luhmann nimmt der Sinnbegriff – wie in der Soziologie üblich – eine zentrale Stellung ein. Gegenüber früheren Ansätzen (etwa von Weber und Schütz) wird er aber der Systemtheorie angepasst. Als ein Produkt der Koevolution psychischer und sozialer Systeme ist Sinn für beide Typen

»bindend als unerlässliche, unabweisbare Form ihrer Komplexität und ihrer Selbstreferenz« (Luhmann 1984, S. 92).

Sinn bildet also den Bezugsrahmen, um Bestand und Wandel dieser Systeme sowie ihre Wechselwirkung begrifflich zu fassen. Damit beinhaltet Sinn ein formales, nicht fassbares Kriterium, von dem nicht einmal durch Beobachtung eindeutig festgestellt werden kann, ob er vorliegt oder nicht. Sinn umfasst zunächst alles, was »Sinn hat« bzw. »Sinn macht«, ist also ein differenzloser Begriff, der weder ins Gegenteil verkehrt noch negiert werden kann. Negationen sind nur als sinnvolle anschließbar, und Sinnlosigkeit kommt nur als Thema sinnhafter psychischer oder sozialer Systeme vor. Dementsprechend lässt sich das bekannte watzlawicksche Axiom, dass man nicht nicht kommunizieren könne, durch die ergänzte Formel ersetzen: *Man kann nicht nicht Sinn machen.*

4.2.2.1 Sinndefinition

Sinn verweist auf Sinn, nie auf etwas anderes.

»Systeme, die an Sinn gebunden sind, können daher nicht sinnfrei erleben oder handeln« (Luhmann 1984, S. 96).

Luhmann definierte Sinn als:

»... eine bestimmte Strategie des selektiven Verhaltens unter der Bedingung hoher Komplexität ... Einheit in der Fülle des Möglichen zu schaffen und sich von da aus dann selektiv an einzelnen Aspekten des Verweisungszusammenhanges zu orientieren. Dabei ist bezeichnend, dass die Selektion einer spezifischen Sinnverwendung andere Möglichkeiten zwar vorläufig neutralisiert oder auch negiert, sie aber als Möglichkeiten nicht definitiv ausmerzt« (Luhmann 1971, S. 12).

Sinn verarbeitet Sinn. Um aus diesem Zirkel herauszufinden, führt Luhmann den Begriff »*Information*« ein. Informationen lösen beim Adressaten Systemzustände aus (ohne sie zu bestimmen). Aufgrund der operationalen Geschlossenheit von Systemen ist Information hier kein bestimmender Input. Information kann nur dann Systemzustände beim Adressaten auslösen, wenn sie auf die geeigneten Strukturen trifft. Information zielt zwar darauf, beim Adressaten Systemzustände auszulösen, aber die Wahl, was als Information wirkt, trifft das System selbst. Informationen begründen kurzlebige, unwiederholbare Ereignisse. Jedes sinnhafte Ereignis, das Systemzustände beeinflusst, hat Informationswert, der durch Wiederholung verloren geht. Das erneute Lesen einer Nachricht in einer anderen Zeitung hat nach wie vor Sinn, der Informationswert ist aber verbraucht. Gleiches gilt für das Verhältnis von Sinn und Zeichen. Ein Zeichen muss Sinn haben, um verweisen zu können; Sinn ist aber selbstreferenziell und somit kein Zeichen, da ein Zeichen nicht sich selbst bezeichnen kann. Obwohl Informationen den Prozessen zugeordnet werden, die sinnhafte selbstreferenzielle Systeme konstituieren, ist Information nicht mit Sinn identisch.

Der Informationsbegriff veranschaulicht, wie sinnhafte Systeme ihre eigene System/Umwelt-Differenz herstellen. Information wird zwar immer nur systemintern qualifiziert, kann aber gleichwohl der Umwelt zugeordnet werden. Wird Information als entstanden infolge einer Eigenleistung des Systems gedeutet, wird sie als *Handlung* erlebt. Andernfalls erscheint sie als externe Selektion, wird kausal der Außenwelt zugerechnet und als *Erleben* gedeutet. Aus dieser Differenzierung ergibt sich der Unterschied zwischen innen und außen, der es uns nach Luhmann ermöglicht, andere zu verstehen: Er konstituiert eine Umwelt mit Systemen, die sich ebenfalls auf diese Unterscheidung stützen und so als gleichartig erlebt werden. Nur auf andere Systeme

projiziert, kann Sinnerleben und sinnhaftes Handeln in Verstehen münden.

4.2.2.2 Sinnfunktionen

Sinn verarbeitet Komplexität. Psychische und soziale Systeme leisten beim Verarbeiten von Sinn Komplexitätsreduktion. Dabei wird diese nur zeitweilig aufgehoben, aber nicht endgültig beseitigt. Sinn verweist auf die Differenz zwischen Aktualität und Möglichkeit und operiert damit. Im Rahmen der Selektion hat Sinn zwei Funktionen: Er orientiert die Anschlussbildung und wahrt zugleich Komplexität. Obwohl Komplexität immer Selektionszwang bedeutet – etwas muss gewählt werden –, bürgt die Verwirklichung einer Möglichkeit – die temporär alles andere ausschließt – zugleich für Kontinuität. Als starre Vorgabe würde Sinn hingegen alle weiteren Möglichkeiten festlegen und die Welt schrumpfen lassen. Kommunikation entspräche dann nur noch der Vernetzung trivialer Maschinen, die ein Schema fortführen. Das entspräche dem Kommunikationskonzept der Nachrichtentechnik als einer trivialen Konstruktion, in der die Zustände von Sender und Empfänger einander genau entsprechen. Dieses Modell wurde zunächst von der Biologie und den Humanwissenschaften übernommen und prägte den Kommunikationsbegriff als ein Verhältnis von Input und Output.³⁵ Als vorläufige Komplexität ist Sinn prinzipiell instabil, muss sich fortlaufend regenerieren. Die Instabilität und Unbestimmbarkeit sozialer Systeme öffnet diese dem Zufall und damit der Veränderung, das heißt der Fehlkoordination von Ereignissen und Systemstrukturen. Sinn stützt sich also auf Differenzen, die aus der Sinnhaftigkeit selbst stammen, und verarbeitet immer nur sich selbst. Damit ist Sinn nach Luhmann ein genuin autopoietisches Phänomen.

4.2.2.3 Sinndimensionen

Alle Sinnerfahrung setzt eine Differenz voraus. Um den abstrakten, selbstreferenziellen Gehalt von Sinn nutzbar zu machen, führt Luhmann den Begriff Sinndimensionen ein (vgl. Luhmann 1984, Kap. 2). Luhmann unterscheidet drei Sinndimensionen mit je eigenen Differenzen: die sachliche, die zeitliche und die soziale. Der Sachdimension sind die Kommunikationsthemen sozialer Systeme zugeordnet.

³⁵ Wie bereits im Kapitel 3 erörtert, verzichtete Maturana auf einen solchen Kommunikationsbegriff, der instruktive Interaktion voraussetzt, und ersetzte ihn durch den Begriff Konversieren.

Angesichts der Differenz »dies/anderes« lässt sich beurteilen, ob ein Beitrag zum Thema gehört oder nicht. Die Zeitdimension resultiert aus der Differenz »vorher/nachher«. Sinn entsteht hier aus dem Wann von Ereignissen. Die Gegenwart wird als Zeitpunkt erfahren, der den Wandel zwischen Vergangenheit und Zukunft fixiert (Systemzeit). Geschichte ist immer gegenwärtige Vergangenheit oder gegenwärtige Zukunft. Die Sozialdimension beruht auf der Differenz »Ego/Alter Ego«, bündelt sinnhafte Verweisungen nach Konsens oder Dissens, ermöglicht fortlaufende Vergleiche mit anderen. Ereignisse, in denen Ego und Alter Ego eine feste Einheit bilden, werden diesem oder jenem zugeschrieben, und sie ermöglichen die soziale Anschlussbildung.

4.2.2.4 Symbolische Generalisierung

Das selbstreferenzielle Prozessieren von Sinn erfordert symbolische Generalisierungen. Durch symbolisierte Zuordnung einer Vielheit zu einer Einheit entsteht eine Differenz zwischen operativer und symbolischer Ebene, ohne die Selbstreferenz nicht denkbar wäre (vgl. Luhmann 1984; S. 135 f.). Sinn wird als einmalig und vergänglich gefasst, aber auch zu Einheiten verdichtet, die thematische Kontinuität verbürgen. Symbole beschränken das Mögliche und machen so andere Möglichkeiten sichtbar. (»Wald« umgrenzt die Menge Bäume und verweist so auf etwas anderes.) Dinge (Formen, Geräusche, Gerüche, denen Bedeutung beigemessen wird) eignen sich zwar als Symbole, deren wahre Domäne ist aber die Sprache. Sie symbolisiert Sinn und macht ihn kommunikativ nutzbar. Symbole sind Kürzel, die sich weitgehend unabhängig von ihrer Entstehung entfalten. Sie verdichten sich zu *Erwartungen* und reduzieren dadurch die komplexe Verweisungsstruktur des Sinns, was die Orientierung erleichtert. Soziale Systeme lassen sich strukturell als generalisierte Verhaltenserwartung deuten – das heißt als Programm für die weiteren Operationen des Systems.³⁶

Obwohl psychische wie soziale Systeme Sinn verarbeiten, eignet sich der Begriff als Unterscheidungsmerkmal. Man differenziert jedoch nicht am einzelnen Ereignis, sondern im Hinblick auf die sinnhafte Selbstreferenz eines Systems, untersucht also, wie sich

³⁶ An der Entstehung von Erwartungen infolge von symbolischen Generalisierungen offenbart *sich* die grundlegende Problematik von Diagnosestellungen: Diagnosen bringen eine Reihe von Folgen mit sich, die sich dann weitgehend verselbstständigen (s. Kapitel 6).

ein aktueller Sinn auf sich selbst bezieht. Resultiert Sinn aus dem Verstehen anderer, erscheint er als soziale Kommunikation – setzt er Bewusstsein voraus, verweist er auf psychische Systeme. Darin liegt die funktionale Bedeutung des Sinnbegriffs: Er dient als Grundlage psychischer und sozialer Systeme. Diese werden als sinnkonstituierende Systeme verstanden: Ihre Grenzen sind primär Sinn Grenzen.

4.2.3 Doppelte Kontingenz

Systeme sind aufgrund ihrer je speziellen Komplexitätsreduktion grundsätzlich füreinander unbestimmbar. Selbstreferenziell, und damit geschlossen, haben sie außerdem weder Zugang zu ihrer Umwelt noch zu anderen Systemen. Sinnhafte soziale Systeme müssen, um Sinn erzeugen und bewahren zu können, an Operationen anderer Systeme anschließen, ohne Einblick in deren Abläufe zu erhalten. Selbst eingehendste Beobachtung lässt keine sichere Vorhersage darüber zu, was im nächsten Moment geschehen wird. Beobachtung kann das Verhalten sogar abrupt ändern, indem sie den Beobachteten veranlasst, anders als erwartet zu handeln. Sinnhafte Systeme sind also der *Kontingenz* ausgesetzt: Was an Sinn unterstellt wird, könnte auch anders sein oder entgleiten. Der Begriff »Kontingenz« bezeichnet hier

»etwas, was weder notwendig noch unmöglich ist, was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist« (Luhmann 1984, S. 152).

Alle Kommunikation ist daher durch gegenseitige Unbestimmbarkeit und Intransparenz geprägt.

Kommunikation soll stets Probleme bewältigen, die sich aus wechselseitiger Intransparenz ergeben. Als Weiterentwicklung von Parsons' Handlungstheorie bezeichnet Luhmann dies als Problem der »doppelten Kontingenz« und beschreibt die Situation wie folgt:

»Zwei Blackboxes bekommen es, aufgrund welcher Zufälle immer, miteinander zu tun. Jede bestimmt ihr eigenes Verhalten durch komplexe selbstreferenzielle Operationen innerhalb ihrer Grenzen. Das, was von ihr sichtbar wird, ist deshalb notwendig Reduktion. Jede unterstellt das Gleiche der anderen. Deshalb bleiben die Blackboxes bei aller Bemühung und bei allem Zeitaufwand füreinander undurchsichtig. Selbst wenn sie strikt mechanisch operieren, müssen sie deshalb im Verhältnis zueinander Indeterminiertheit und Determinierbarkeit unterstellen ... Der Versuch, den anderen zu berechnen, würde zwangsläufig scheitern. Mit dem Versuch, ihn aus seiner Welt heraus zu beeinflus-

sen, kann man Glück haben und Erfahrungen sammeln ... [Aber:] Sie bleiben getrennt, sie verschmelzen nicht, sie verstehen einander nicht besser als zuvor; sie konzentrieren sich auf das, was sie ... beobachten können ... Das, was sie beobachten, können sie durch eigenes Handeln zu beeinflussen versuchen, und am Feedback können sie wiederum lernen« (Luhmann 1984, S. 156 f.).

Das Grundproblem sozialer Systeme liegt also darin, dass beide Partner einer sozialen Interaktion doppelte Kontingenz erfahren: Jeder von ihnen kann so oder anders handeln und verstehen, und beide wissen es. Um sich also auf das Handeln des anderen zu beziehen, muss man angesichts der Ungewissheit Risiken eingehen. Will man jemandem die Hand geben, kann er die Geste erwidern oder missachten, darauf schlagen usw. Bedächte man alle Möglichkeiten im Voraus und wollte unliebsame Folgen vermeiden, müsste man zu kommunizieren aufhören (wodurch manchem Wichtiges entginge). In dieser Konstellation verdeutlicht sich das hypothetisch Unwahrscheinliche der Kommunikation, zugleich aber auch die darin enthaltene potenzielle Lösung, die heißt, darauf zu vertrauen, dass es dem anderen so geht wie mir (vgl. Luhmann 1984, Kap. 3). Darin erkennt Bazon Brock (1986) ein ästhetisches Moment: Das Risiko aller Kommunikation erfordere ständig Kreativität, um die Ungewissheit fruchtbar zu deuten. Daher sei Kommunikation eine besondere Kunstform: Lebenskunst.

Unklarheit regt aber zur Klärung an. Nach Luhmann können soziale Systeme nur entstehen, weil eine diffuse Ausgangslage dazu zwingt, Strukturen auszubilden. Jedes Handeln wirke selektiv und reduziere Komplexität, ermögliche also Kontinuität. Diese setze aber voraus, dass die Beteiligten einander beobachten und irgendetwas erwarten. Reine doppelte Kontingenz komme in keiner Gesellschaft vor, da Kommunikation auf gesellschaftlich vermittelten Symbolen und Erwartungen beruht:

»Erwartungen gewinnen mithin im Kontext von doppelter Kontingenz Strukturwert für den Aufbau emergenter Systeme und damit eine eigene Art von Realität (= Anschlusswert)« (Luhmann 1984, S. 158).

Doppelte Kontingenz wirkt in sozialen Systemen autokatalytisch: Sie fördert Kommunikation, ohne selbst verbraucht zu werden. In der doppelten Kontingenz fühlt man sich zugleich unsicher und sicher: Man weiß zwar nicht, was der andere tun wird, kann aber sicher davon ausgehen, dass er die Situation genauso erlebt. Man kann die Unsi-

cherheit nur mindern, indem man sich so und nicht anders verhält. Die beiderseitige Unsicherheit wirkt also orientierend. Wer das Risiko eingeht und sich festlegt, ermöglicht dem anderen anzuknüpfen und kann sich dann darauf beziehen. So bringen Unwahrscheinlichkeit, Unsicherheit und Unbestimmtheit immer wieder ihr Gegenteil hervor.

Das Problem der doppelten Kontingenz trägt seine Lösung in sich. Risiken werden durch riskante Angebote überwunden. Dabei gibt es keine Alternative zum Vertrauen. Vertrauen als Form der Komplexitätsreduktion beinhaltet aber eine riskante Vorleistung (vgl. Luhmann 2000). Wer aus Misstrauen jedes Risiko meiden möchte, kann nicht überleben. Ritualisiert (trivialisiert) er Kommunikation, um eine erlebte Gewissheit (Voraussagbarkeit) für alle Zeiten zu konservieren, ist der Erfolg trügerisch, denn das Problem wirkt katalytisch – bleibt also bestehen: Sobald man das nächste Mal auf die Kraft der Rituale vertraut und jemand die Hand reicht, kann Ungeahntes passieren. Ähnliches gilt für den Versuch, der doppelten Kontingenz durch Chaotisierung oder Verweigerung der Kommunikation auszuweichen. In beiden Fällen sind äußerst krasse Reaktionen denkbar. (Verwirrendes oder mutistisch-autistisches Verhalten wird zum Beispiel oft pathologisiert.) Zufälle spielen darüber hinaus stets eine Rolle und sind wegen der Komplexität des menschlichen Miteinanders allgegenwärtig.

Doppelte Kontingenz liegt – als Dauerproblem der Kommunikation – sozialen Systemen zugrunde und regt dazu an, in diesen selbst gelöst zu werden. Da dies nur auf der Basis von Selektion möglich ist, führt doppelte Kontingenz zur Bildung der Grenzen sozialer Systeme, um Sinn zu erzeugen und zu wahren. Die Selektion wirkt zum einen als Strukturvorgabe und festigt Erwartungen, zum anderen öffnet sie das System für spätere Alternativen, also auch für Zufälle, die Strukturveränderungen herbeiführen können. Jedes Abtragen der doppelten Kontingenz erleichtert und hemmt zugleich die Kommunikation: Es fördert die Kontinuität und grenzt weitere Kontingenz als unzumutbar aus.

4.3 Kommunikationstheorie

Soziale Systeme bilden sich durch Kommunikation. Demgemäß müssen wir nach Luhmann bestimmen, woraus sie bestehen. Menschen scheiden (als biologische Konstrukte) ebenso aus wie Personen (als psychische Konstrukte) und Handlungen. Soziale Systeme basieren